

Ein puritanischer Heide.

Von Julien Gordon.

(Z Fortsetzung.)

„Junger Mann, wenn Sie einmal um eine Frau wie diese drei Jahre lang fast hoffnungslos geworden, sie endlich doch erlangen und dann verloren haben werden,“ sagte er, „dann, mein junger Freund, dann werden Sie wissen was leben und leiden heißt. Nein, mein Herr, wenn es ein Jenseits gibt, wie Sie unerschütterlich geglaubt hat, so sollen dort für mich keine Schwierigkeiten entstehen. Meine Schwägerin hat mir's oft zum Vorwurf gemacht, daß ich Paula keine Stiefmutter gegeben habe, die sie erziehen und in die Welt einführen würde, aber die Sache ist — ich konnte es nicht über mich bringen. Man hält mich schwerlich für sentimental, vielleicht bin ich's aber doch, jedenfalls hat das Leben keinen Reiz mehr für mich, seit ich mein Weib begraben habe.“

Er griff in verschiedene Rocktaschen, zog aus einer ein roffenes Buch und schenkte sie geräuschvoll. „Norwood war ergriffen. Eine seiner Natur fremde Regung — er besaß in hohem Grade jene entsetzliche Zurückhaltung, die den Amerikanern eigen ist, sie unartig macht, ihre Gefühle auszudrücken, und zur spanischen Gemohnheit wird — trieb ihn, nach seines Vaters breiter Hand zu greifen und sie samt dem roffenen Buche nach Hause zu bringen. Dieser kleine Zwischenfall machte sie zu Freunden. Jetzt kamen sie wieder auf Sordans geschäftliche Angelegenheiten zu sprechen, und der junge Anwalt blieb lange. Norwoods Berufsbesuche führten ihn häufig auf Reisen, und er kam dadurch oft in die Hauptstadt, die aber nicht sein Wohnort war. Augenblicklich hatte er sich für mehrere Wochen dort festgesetzt, da ein verwickelter Rechtsstreik seine ganze Tätigkeit in Anspruch nahm. Er wohnte im Gasthaus, und da in der Stadt jetzt gerade keine Gesellschaften mehr führten, trat er nun in die in diesem kleinen Haus am Fluss hinaus, das ihm der Inbegriff von Frieden und Ruhe zu sein schien. Seine eigene Heimat in der Nähe von Boston sprach ihn nicht an, und er war selten ein paar Wochen ununterbrochen zu Hause. Er hatte den Vater früh verloren; seine Mutter hatte sich wieder verheiratet, und eine zahlreiche Schaar von Halbgeschwistern wuchs neben ihm auf. Während seiner ersten Jugend war das Haus eine kinderreife gewesen, jetzt war es eine Schule, und er war immer froh, einen Vorwand zur Abwesenheit zu haben, wenn er auch aus Liebe zur Mutter noch immer unter ihrem Dach wohnte. Wie anders war doch die eigenartige Luft in diesem würdevollen Haushalt mit der schwarzen Dienerschaft aus den Südstaaten, der mädchenhaften Herrin und dem warmherzigen, geistvollen Hausknecht! Wie entzückend waren die abendlichen Spaziergänge unter Pappeln und Ahornbäumen am Flußufer mit dem großen Mann und seinem Kind, wenn die gegenüberliegenden Ufer im buffigen Schimmer der Monatsdämmerung hervortraten. Wie oft, wenn er später aus der grauen Weite der Tribüne auf diese Frühlingsschätze zurückblickte, trat ihm der träumerische, friebener Zaubrer wieder vor die Seele.

Eines Tages fragte ihn Sordans plötzlich: „Sehen Sie auch manchmal dunkle Flecken vor den Augen, eine Art von Rauch, der aufsteigt und wieder verschwindet?“ „Nein, niemals,“ erwiderte Norwood. „Leiden Sie an den Augen?“ „Ja, kann es nicht leiden nennen, aber eine Unannehmlichkeit ist es, die mich beim Arbeiten hindert, namentlich im linken Auge. Schließen ich das andre, so sehe ich alles unbestimmt. Ich habe Paula nichts davon gefragt: erwähnen Sie es nicht vor ihr, sie würde sich ängstigen.“ „Meinen Sie nicht, daß Sie es ihr sagen und einen Arzt befragen sollten?“ „Nein, verschonen Sie mich mit diesen Handbüchern. Ich habe vermutet, daß das Sehnen überanstrengt.“ „Ihre Tochter,“ hob Norwood ein wenig unsicher an, „möcht auf mich den Eindruck, als ob sie den höchsten Anforderungen gewachsen wäre — Mut und auch Verstand in solchem Fall zeigen würde.“ „Meine Kleine,“ versetzte Sordans lächelnd, indem er die Nase aus seiner Pfeife kloppte, „meine Kleine hätte ein Junge werden sollen, und ich bin überzeugt, daß die Natur sie dazu bestimmt hätte. Ob sie Mut hat! Das will ich meinen und einen männlichen Kopf oben rein.“ Loufendmal hat sie mir bei den schwierigen Arbeiten gehalten, und dabei ist sie frohlich wie ein Weibchen und ebenso nervös. Gefesselt! Was hätte die Gesellschaft anders für sie leisten können, als sie verderben? Die meisten Menschen, die sie kennt, sind weisheitslos, selbst, und keine allgütigen Emporkömmlinge, die ihr mit Unverständnis den Kopf verdecken.“ „Sie hat wenig Umgang ge-

habt, aber zum mindesten keinen schlechten, und das ist immerhin etwas. Wenn Sie's hören wollen — sie ist ein Prachtstuck und hübsch dazu, wenn auch nicht im Vergleich mit ihrer Mutter.“

Die eben besprochene junge Dame erschien in diesem Augenblicke unter der Veranda. Sie hatte über ihr hellblaues Reitanthel eine Zoppe ihres Vaters angezogen, deren Arme sie ihr weit über die braunen Hände herunterhing, und auf ihrem Rücken sah ein weiches Filzhaub des Vaters, das, ein wenig in den Nacken gedrückt, die dunkelbraunen Stirnloden freiließ. Mit der einen Hand hielt sie den Kopf, der bequem für drei Gestalten vor ihrem Umfang ausgerichtet hätte, über der zarten Blüthe zusammen, während ihr Mund aufgeregt um sie herum sprang und lustig bellte.

„Gut, mein Büchlein! Bist du das?“ rief Sordans lachend. „Norwood, ich stelle Ihnen meinen Sohn Paul vor.“ Sie sah in der Tat ganz wie ein Junge aus, und Norwood fand es gar nicht unähnlich. Die merkwürdige Abwesenheit jeder Gefälligkeit, die sonst den Reiz einer Frau bezeichnend machte, zeigte sich hier deutlich, doch ganz gut zu dem eigentümlich herben Charakter ihrer Erscheinung. Ihre Schönheit, wenn von einer solchen die Rede sein konnte — Norwood war noch im Zweifel darüber — war bis jetzt nicht von der Art, die auf die Sinne wirkt, was später daraus werden würde. Wohlte man doch nicht, aber doch fühlte man, daß sie die Phantasie gefangen nehmen könnte; man kann Phantasie ... und Sinne nicht zugleich füttern, und so wie sie war, paßte sie zu Norwoods gegenwärtiger Stimmung. Er hatte die Neugierde von dem unerbittlichen Sinn nicht vergessen — was sie damit gemeint hatte, konnte er indes nicht recht begreifen. Ihm kam ihr Sinn ganz hübsch vor — würde sie ein unerbittliches Weib sein? Was konnte aus der Verflechtung von südländischem und neuenglischem Blut hervorgehen? Vermutlich etwas sehr reizvolles, südländisches Feuer und südländische Inbrunst mit neuenglischer Verstandigkeit gemischt und durch sie gemahigt — eine ungemein glückliche Zusammensetzung.

Er selbst war ein Abkömmling von Puritanern und war selbst Puritaner. Das war ihm unheimlich, aber er konnte es nicht abschütteln; es verwickelte sich durch nichts, weder durch Ausschweifungen, noch durch geistliches Löseln. Auch kann es nicht durch Mädchen bedrängt werden, es bleibt immer ein Tropfen davon im Blut, ein Tropfen Schuldenuhtheit und ein dummer quälender Hang zur Gewissenhaft, ein Hauch von ererbter Gewissenhaft, wenn man so will, ein bitterer, herber, oft recht ungemütlicher, aber nicht zu verwehender Grundton, den nur der Tod in den Adern erlöschen läßt. Er mußte eines Erlebnis aus seiner Vergangenheit gedenken:

Als junger Mensch hatte er in der wigen Stadt Rómischer Recht studiert und war zu der Zeit recht beliebt gewesen in eine herrliche Kömerin, eine Marchesa, die damals eine gelehrte Schönheit war. Er hatte sich wenigstens eingebildet, verliebt zu sein, und sie hatte, nachdem sie sich auf einem Ball beim englischen Hofschaffter kennen gelernt hatten, eine Verlobung für ihn geschlo, warum, das wollte er sich in seiner Bescheidenheit nicht zu erklären. Eines Tages, als er zu ihren kleinen Füßen saß und in ihre blauen Augen blickte — sie hatte blaue Augen und eine rote Wähe, was ihr im Land der schwarzen Haare besonderen Erfolg eintrug — da rief sie ein etwa zehnjähriges Mädchen herbei, das gemeinsam mit ihren eigenen Töchtern erzogen wurde.

„Komme her, Ninette, und sprich englisch mit dem Herrn,“ sagte sie. „How do you do?“ fragte Ninette ernsthaft in der ersten Position der Langspanne.

Sie war ein blasses Kind mit großen leuchtenden Augen und tiefer Stimme. „Ninette spricht sehr hübsch englisch. Sag noch etwas, mein Kind,“ fuhr die Marchesa ermutigend fort. „I like you very much, Sir,“ sagte Ninette. Die Marchesa spielte einen Augenblick mit des Kindes Haaren, dann entließ sie die Kleine lächelnd, denn sie wurde jeglichen Spielzeugs rathlos müde. „So, mein Kind, das genügt — spiele nur weiter!“ „Es ist eine Verwandte?“ fragte Norwood, um seine Teilnahme für alles, was seine Angebetete betraf, an den Tag zu legen. „O nein, ganz und gar nicht — wie kommen Sie zu der Frage?“ hinderte sie, daß sie dem Marchese ähnlich fiel.“ Norwood machte große Augen. „Nein,“ versetzte die blonde Freundin lächelnd, „mein Mann hat sie mir eines Tages zweifelt mit den

Worten: „Hier ist das Kind eines verstorbenen Freundes; sei gut gegen sie, und da bin ich eben gut gegen sie. Auch ist sie ein solches Geschöpf, und die Kinder hängen an ihr, sie bleibt also bei uns.“

„Sie sind ein Engel,“ hieb Norwood mit glühender Begeisterung an.

„Ja, das glaube ich beinahe selbst, denn, unter uns gesagt, mein Freund“ — die Marchesa beugte sich hinter ihrem ausgebreiteten Häcker zu ihm herab, daß ihr warmer Atem sein Haar streifte — „unter uns gesagt, es sollte mich nicht wundern, wenn sie ein von des Marchese's eigenen wäre!“

Da die Dame dabei lachte, mußte Norwood in seiner neu erlebten Rolle eines amerikanischen Weltmannes wohl oder übel auch lachen, aber diese Heiterkeit war eine geachtete, denn unter seiner Waise erhob die ganze Reihe seiner Vorfahren ihre Stimme und tat Einsprüche. Sein Feingefühl war verletzt, seine Sittlichkeitsbegriffe empört, aber er würde eher gestorben sein, als sich selbst das zugegeben haben. Er lachte das letzte, feierliche Pflichtschaden, das die Höflichkeit erheißt, und suchte sich selbst einzureden, daß ihm diese weitberzigen ausländischen Anschauungen in Fleisch und Blut übergegangen seien. Dieser vollständige Mangel jeder eierförmigen Bitterkeit und jedes kleinlichen Vorurteils war ja großartig, und er bewunderte diese Seelengröße über alle Maßen, aber doch machte er sich unwillkürlich fragen, wie sich seine Mutter oder seine Tante unter solchen Anschauungen und einem solchen Verdacht gegenüber verhalten haben würden, und er brütete die Augen zu, um sich das Bild nicht allzu deutlich zu vergegenwärtigen.

Als er heute abend an Paulas „unerbittliches“ Kind dachte, kam ihm der Gedanke: „Sie würde es nicht so hinnehmen wie die Marchese, und es lag ja jetzt keine Notwendigkeit vor, sich weis zu machen, daß er das für unerschütterlich hielt. Auf der anderen Seite freilich — war es denn nicht klüger, klüger und besser, den armen kleinen Waisling aufzunehmen, zu nähren und „gut“ gegen ihn zu sein, und damit dem Mann die Möglichkeit zu schaffen, seine Schuld zu sühnen, als das Kind zum Leben in einem Waisenhaus zu verdammen, den Gatten einlosen Verlorenen, und sich selbst dem Geruch der Leute preiszugeben? Aber was würde seine Mutter, was würde seine Tante, wenn er daran dachte. „Fort mit dem Ehebrecher! Fort mit dem Bastard!“ — nun, im Grunde genommen war das doch das gesündere, naturgemäßere, unerschütterlichere Gefühl.“

Und Paula? Paula mit ihrer vollen Stimme, die einen männlichen Klang hatte, und doch wie hart, sondern immer tief und weich war, diese Paula in ihres Vaters Rock war so ganz anders als alle die andern. Sie pugte sich nicht, und doch wie frisch und reinlich und gesund war ihre weiche Wangen! Unerbittlich! Nein, sie war sicher eine großmütige Person, das stand ihr auf der Stirn geschrieben und drückte sich in ihrem ganzen Wesen aus. Die Marchesa war ja eine reizende Frau gewesen, und als er sich von ihr losgesagt hatte, war es ihr sogar vorgekommen, als ob ihr Eifersucht nicht ganz fremd sei. Natürlich war der Marchese ja nicht ihr Liebhaber gewesen. Auch er war es nicht gewesen, wenigstens nicht im italienischen Sinn, und er hatte sich manchmal darüber gewundert. Vermutlich hatte er sich die Gelegenheit, es zu werden, entgehen lassen — das war ihm in ähnlicher Lage mehrmals im Leben geschehen. Im Gangen war keine Erinnerung an sein Verhältnis zu ihr, das darum vielleicht angenehmer, und das bewies nur, daß er im Grunde ein recht kühler Liebhaber gewesen war.

(Fortsetzung folgt.)

Violas Bildnis.

Von Alberta Bauer.

Es gibt Leute, die an die Liebe auf den ersten Blick nicht glauben und meinen, dies könne auf keinen Fall die wahre Liebe sein. Über die kleinste Erfahrung ist auch hier mehr wert als alle Theorien und Philosophien. Ich kann darüber urteilen, denn ich verliebte mich zeitungslos an einem schönen Sommernachmittag im Atelier meines Freundes Merrington. Merrington war Maler und fast noch einmal so alt wie ich. Ich selbst hatte keinen Schimmer von dieser schönen Kunst, aber wir waren trotzdem gute Freunde, und in seinem Atelier, das er ganz draußen an den Ufern der Themse gemietet hatte, war ein feines willkommener Gast. Als ich nun an jenem denkwürdigen Nachmittage meinen Freund besuchte, ersuchte ich von seinem alten Diener, daß er sogleich verziehen müße, aber den Auftrag hinterlassen habe, daß ich, wenn ich Lust dazu hätte, trotzdem in seinem Atelier bleiben sollte, solange ich wollte. Ich ließ mir also ohne Mühe bringen und wurde gerade im Atrium mit einer Tasse eingeleitet, als die Tür leise geöffnet wurde. Ich blickte auf und sah eine junge Dame, die jünger an der Schwelle stehen blieb und deren großen, grauen Augen mich neugierig musterten. Mein

Gefächsausrud mußte ihr nicht sehr gefällig erscheinen; denn sie unterdrückte mit Mühe ein Lächeln, wobei zwei reizende Grübeln zum Vorschein kamen. Sie war das erzählende Geschöpf, das mir in meinem Leben begegnet war, und ich verliebte mich auf der Stelle Hals über Kopf in sie.

„Darf ich eintreten?“ fragte sie. „Ja, natürlich,“ sagte ich.

„Das Geschöpf, was Sie tun konnten“, sagte ich, „der Diener ist nämlich hochau. Darf ich Ihnen eine Tasse Tee anbieten?“ Ich zog einen Stuhl an den Tisch heran, und sie setzte sich auch gleich ohne jede Ziere.

„Danke, ja“, sagte sie, „ich habe zu Hause noch keinen getrunken, weil ich fürchtete, zu spät zu kommen.“ Es ist so wie ich schon sagte, als ich kommen wollte. Tante Jane läßt sich Ihnen empfehlen, aber Sie konnte heute nicht mitkommen, sie ist so sehr erkrankt.“

Ich hatte keine Ahnung, was sie meinte, und war gerade im Begriff, ihr zu sagen, daß ich leider nicht Mr. Merrington sei, als sie fortfuhr:

„Ich bleibe sechs Wochen hier und kann Ihnen also so oft zeigen, wie Sie wollen. Tante Jane will, daß das Bild ein face und stehend gemacht werden soll. Ferner soll der Aug von Selbstbewußtsein, der ja bei der heutigen Jugend leider nur zu stark hervortritt, möglichst vermieden werden. Notieren Sie sich das bitte alles!“

Sie hatte es wie eine auswendig gelernte Lektion heruntergeplappert, und die bescheidenden Grübeln waren dabei gar nicht von ihrem Munde verschwunden. Ich war entzückt und versuchte das Schicksal, daß es mich nicht hätte Maler werden lassen. Aber sollte ich deshalb dieses reizende Geschöpf womöglich für immer aus den Augen verlieren? Es gab nur einen Ausweg, und ich ergriff ihn.

„Ein Bild erfordert viel Studium, und man kann nicht so schnell damit beginnen,“ sagte ich sehr würdevoll.

„Tante Jane meint, Sie würden schon heute beginnen.“ „Natürlich!“ sagte ich erregt, „die meisten denken sich das nur so einfach. Können Sie nicht täglich hierher kommen?“

„Aber Tante Jane, Sie arbeiten so raj.“

„Das kommt ganz darauf an“, sagte ich. „Sie sah mich etwas erstaunt an, und ich fuhr hastig fort: „Ich muß Sie in verschiedenen Umgebungen sehen. Zum Beispiel: auf einem Fluße mit Weidenstrüchern als Hintergrund, und ich möchte Sie zu dem Zwecke bitten, morgen mit mir zu rüber.“

„Aber Tante Jane wird kein Bild von mir wollen mit Weidenstrüchern als Hintergrund,“ meinte sie.

„Wenn ich mal, dann muß ich nach meiner eigenen Auffassung malen dürfen,“ sagte ich energisch. Dies hatte ich bei meinem Freunde Merrington einmal bei Gelegenheit aufgeschrien. „Belehrt wird das Bild nicht nach dem Geschmack Ihrer Tante, wahrscheinlich nicht (daran war wohl nicht zu zweifeln), aber ich kann nicht anders.“ Das war leider auch wahr, aber ich war froh, daß es mir gelungen war, sie zu überzeugen.

„Ein Künstlerleben muß doch herrlich sein!“ sagte sie.

„O ja,“ sagte ich etwas unsicher.

„Die Fähigkeit zu besitzen, alles, was man sieht, auf die Leinwand zu zaubern, muß doch schon sein!“

„Ja,“ sagte ich und unterdrückte nur mit Mühe einen schmerzlichen Seufzer.

„Ach, ich möchte, ich könnte malen!“ sagte sie mit Begeisterung.

„Ich auch,“ dachte ich und versuchte, das Gespräch auf ein anderes, angenehmeres Thema zu lenken, doch sie begann wieder:

„Wann wird denn die beste Beleuchtung für den Fluß sein?“

„Beleuchtung?“ fragte ich, erstaunt, „wogu brauchen wir denn Beleuchtung?“

„Aun, die ist bei einem Bilde doch sehr wichtig,“ sagte sie und sah mich forschend an.

„Natürlich, gewiß!“ murmelte ich und verwünschte meine idiotische Unwissenheit auf diesem Gebiete.

Am nächsten Tage war die festgesetzte Stunde erwartete ich sie schon dort Ungebuld in einem Ruderboot, das ich mit den schönsten Rosen, die ich bei meinem alten Freunde aufreiben konnte, ausgelegt hatte. Sie war ungeheuer pünktlich und sah gar nicht mehr so erkrankt aus wie gestern. Sie schien in übermütiger Laune zu sein und erzählte mir, daß Tante Jane hochzufrieden sei, also keine Fragen an sie stellen konnte. Ich brühte mein Bedauern mit einigen höflichen Phrasen aus und verfiel dann in ein selbständiges Wälzen mit den Augen. Sie erzählte etwas und sagte dann:

„Studieren Sie Ihre Modelle immer so eingehend, Mr. Merrington?“

„Geben Sie sich übrigens jetzt schon für den Hintergrund entschieden?“

„O nein, das kann noch lange dauern!“

„Was wird Tante Jane dazu sagen?“

„Ich mals doch Sie und nicht Ihre Tante“, sagte ich getränkt und wünschte in meiner schwarzen Seele, daß die Erklärung recht hartnäckig sein möge. „Wenn Ihre Tante so erkrankt ist, dann kann sie doch nicht so bald kommen.“

„Tante Jane“, sagte sie schelmisch, „hat in den letzten vierundzwanzig Stunden zehn verschiedene Mittel eingenommen. Die Genesung kann also jeden Moment eintreten.“ — Was malen Sie lieber, Landschaften oder Portraits?“

Da waren wir schon wieder bei dem vernünftigen Thema! „Mir einerlei!“ sagte ich. „Sie scheinen sehr vielseitig zu sein“, sagte sie, und dann sprach wir von andern Dingen.

Wir kamen täglich zusammen, dank der sehr hartnäckigen Erklärung von Tante Jane. Die Zeit verstrich uns wie im Fluge, und unsere „Kunstgespräche“, die mich zuerst in peinliche Lagen gebracht hatten, wurden immer seltener. Aber eines Tages vernahm ich, daß Ihre Tante wieder gesund sei und übermorgen kommen würde, das Bild zu besichtigen.

Als ich an diesem Abend allein im Atelier saß, war ich nahe daran, verzweifelt zu werden. Ich vernahm meine Besuche und Lüge — sie würde mir gewiß nie verzeihen können. Es kam mir zwar vor, als wäre ihre meine Gesellschaft nicht unangenehm gewesen, aber was sagte das — es galt vielleicht nur den Künstler! Endlich kam ich zu dem Entschluß, ihr brüsklich meine Liebe zu zeigen und sie zu bitten, meine Frau zu werden. Sollte sie ja, dann würde ich ihr alles gestehen. Aber ich konnte ja gar nicht ihren Namen. Ich mußte nur ihren Vornamen: Viola, den ich einmal auf ihrem Taschentuch gesehen hatte. Nach langem Grübeln, untertrocknen von Wutausbrüchen gegen mich selbst, fiel mir ein, daß Merrington eine Bekannte immer in einem dazu bestimmten Buche notierte. Richtig, da fand unter dem Datum, an dem ich sie zuerst gesehen hatte: „Miß Delaville, 4 Uhr.“ Ich überlegte nun nicht länger, schrieb den Brief, unterzeichnete „J. Merrington“ — da sie meinen Namen ja nicht kannte — und landete ihn ab.

Ich verbrachte eine schreckliche Nacht und einen schrecklichen Vormittag. Endlich war die erste Stunde da, und dort kam auch schon Viola, von Sonnenlicht umflossen. Ich kam ihr entgegen und ergriff ihre Hände, die sie mir ausstreckte.

„Haben Sie meinen Brief erhalten?“ fragte ich in zitternder Erwartung.

„Welchen Brief?“ sagte sie und sah mich erstaunt an.

„Ich schrieb doch gestern an Sie — an Misch Delaville?“

„Miß Delaville?“ sagte sie, „so heißt meine Tante — ich heiße Steuton.“

„O Gott!“ rief ich aus und dachte an den Inhalt dieses Briefes, mich schwindelte. „Viola“, sagte ich, „ich liebe Sie — Sie müssen es fühlen, wie ich Sie liebe — wollen Sie meine Frau werden?“

Sie fenkte die Augen und sagte leise:

„Ich glaube, ich kann keinen Künstler heiraten.“

„Aber“, stammelte ich. „Aun, aber“, wiederholte sie. „Ich bin ja gar kein Künstler!“

„Aber Sie beten sich doch an, mich zu malen!“

„Ich bot mich doch nicht an! Sie beten sich doch selber an! Ich kann ja gar keine Farben unterscheiden, nicht einmal Pinsel kann ich waschen. Meine einzige Entschuldigung ist, daß ich mich auf den ersten Blick verliebt in Sie verliebte. Ah“, sagte ich zerrührt, „ich habe Sie betrogen — können Sie mir verzeihen?“

„Sie haben mich nicht betrogen,“ fiel sie mir ins Wort, und nun war es an mir, erkannt zu sein. „Vierundzwanzig Stunden lang glaubte ich, daß Sie Mr. Merrington seien“, fuhr sie fort, „aber dann sah ich zufällig in einem Journal sein Bild — er hat einen grauen Bart und eine Glase.“

„Und doch haben Sie mich mit Ihren Kunstgesprächen so in die Enge getrieben. Also war ich der Betrogene?“ Mein Mut krieg ungeheuer.

Ich schloß sie in meine Arme und sagte: „Alles, Viola, ich finde für dich Benehmen keine Worte, und wenn du mich jetzt nicht heiratest — dann —“

Viola schien derselben Ansicht zu sein — das Weitzete jeder niemand etwas an. Vor einiger Zeit hatte ich einen Brief von meinem Freunde Merrington. Er schien sehr erregt über die Antwort einer Dame aus der Nachbarhaft auf einen Brief, den er geschrieben haben sollte. Er schwor hoch und heilig, diesen Brief nie und nimmer geschrieben zu haben. In sein Atelier wollte er jetzt nicht mehr zurückkehren. Ich habe ihm gerade den Winter in Florenz zu verbringen.



Novitäten in Halsbelleidungsartikeln. Die Zahl der Novitäten für Halsbelleidung für den Herbst ist geradezu endlos, aber es gibt nur wenige, welche attraktiver sind, als die hier abgebildete aus Baby Jersey, schwarzem Satin und weißer Maline. Der schwarze Satin bildet die Spitze eines Ornament aus Satinstreifen und Knöpfen, unter dem ein Latex aus gefälltem Malines sichtbar wird, in der Mitte mit einer Reihe von Satinstreifen befestigt und die Manen unten mit Baby Jersey abgegrenzt. Der breite Umlagebogen ist ein neues Detail, das sehr populär werden wird.

Ein politisches Intermezzo.

Folgendes drolliges Geschichtchen erzählt ein Besucher der Postamt-Vor-Verhandlung: Ein Münchener Postbureau. Zeit: An einem Freitagabend zur Fremdenaison. Personen: Eine Dame, ein Schalterbeamter, Bureauvorstand, Bureauleiter. Eine schide Dame tritt in den Schalterraum der Post, besetzt ihren freien Schreibisch, entnimmt ihrer eleganten Handtasche einige großformatige Briefe, die sie adressieren will. Sie verlangt alle herumliegenden erreichbaren Federhalter, aber entweder sieht keine Feder darin, oder wenn doch, so hat die Feder nur ein Bein, oder sie spritzt herab, als ob U-B-G-Schichten fe längere Zeit eifrig bearbeitet hätten. Die Dame, eine Ausländerin, wendet sich fragend an mich, wie sie wohl zu einer ordentlichen Feder gelangen könne. Da sie nur monatelang Deutsch spricht, erbiete ich mich, ihr zu helfen. Wir gehen zum ersten Schalterbeamten. „Können Sie vielleicht dieser Dame eine Stahlfeder geben?“ Er gerührt nur, mit dem Kopfe ein Verneigungszeichen zu machen. Beim zweiten Schalter werde ich schon bedient: „Würden Sie nicht die Güte haben, dieser Dame für einige Minuten eine Stahlfeder zu leihen?“ Antwort: „Ich brauche meine Feder selbst.“

Statt der Todesstrafe — Tee und Kaffee.

Eine reizende Geschichte, die den Stand der medizinischen Wissenschaft am Ende des 18. Jahrhunderts drastisch beleuchtet, weis ein Pariser Blatt zu berichten. Es erzählt, ein Arzt habe — die Wirkung von Kaffee und Tee auf den Menschen ausproben wollen. Um aber nicht sein Geistes durch Züchtung eines ungeschulden Menschen zu belasten, bot er um Ueberlassung zweier zum Tode Verurteilten als Objekte seiner Versuche. Daß die beiden Getränke „gefährliche Gifte“ seien, war ihm nicht zweifelhaft. Nur wollte er wissen, welches von ihnen schneller zum Tode führte. Sein Wunsch ward erfüllt: beide Verbrecher erhielten die Beugung unter der Bedingung, daß sie sich der genannten Prüfung unterwürfig. Da sie sich am Rande des Grabes sahen, willigten sie, über die unerwartete Verlängerung ihres Lebens hochzufreut, nur zu gern in die Forderung ein. Der eine erhielt täglich drei Tassen Kaffee, der andere täglich drei Tassen Tee — natürlich neben sonstiger Verpflegung.

Man kann sich heute gut vorstellen, daß die beiden Laugenische mit keinem anderen Beurteilten tauschen wollten und sich mit der Zeit mehr mit dem „gefährlichen Gifte“ befreundeten. Mit der Zeit — der Teetrinker starb nämlich erst im Alter von 79 Jahren, sein Lebensgefährte von der Kaffeestrafte brachte es sogar auf 80 Jahre. Ob der Arzt das Resultat seines höchst komisch anmutenden Experimentes erleben konnte, verschweigt leider der Chronist. Eines aber steht fest: den Einwand, die beiden Sünder wären ohne „den zwangswissen Genuß von“ Kaffee und Tee vielleicht noch älter geworden, kann man, auch ohne Wissenschaftler zu sein, glatt zurückweisen — da sie ja zum Tode verurteilt worden waren.

Eigentlich Familien-Namen gibt es in Deutschland erst seit ca. 400 Jahren. Auf einem Gute in Samara (Nussland) sollen jetzt Kamele an Stelle der Pferde treten. Der Besitzer hat dazu acht Kamele angekauft und glaubt gefunden zu haben, daß ein Paar solcher eine größere Tagesarbeit leistet, als ein Gespann Pferde. In Japan wird an dem Tage, wo eine Tochter des Hauses heiratet, eine Art Begründungsfeierlichkeit in der Wohnung der Eltern abgehalten, die andeuten soll, daß die junge Frau nun an für Vater und Mutter so gut wie tot ist. Die Zahl sümlicher im Jahre 1911 zum ersten Male auf den französischen Wägen aufgestellten Stücke nicht weniger als 988, das sind 65 mehr als in dem vorausgegangenen Jahre. Davon entfallen allein 574 auf die Pariser Theater und 412 auf die französischen Provinzbühnen. Während der Abwesenheit des Besitzers drangen Diebe in die Villa des Grafen Sormani in Collelungo bei Bellate und stahlen eine wertvolle alte Münzsammlung sowie den Juwelenkoffer der Gräfin im Werte von 200,000 Franken. Wertwürdigerweise hätte die Dienerschaft nichts von der Arbeit der Diebe. Diese schienen in Automobilen entkommen zu sein.